

Nr. 207. Bromberg, den 10. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(18. Fortsetzung.)

„Herr Oberst, alles ist wichtig. Auch die kleinste Andeutung. Es dreht sich doch darum, Leutnant Woltmann zu finden. Es heißt zwar, daß er in Rußland verschollen sei. Das ist auch wahrscheinlich — aber doch nicht bewiesen. Es gibt noch Möglichkeiten. Gedächtnisverlust zum Beispiel! Vielleicht ist Woltmann zurückgekehrt und findet sein Heim nicht, weil er nicht weiß, wer er ist."

Und der alte Oberst erzählte, was er wußte. Am Ende fragte Goldstein:

„Und die Familie wurde benachrichtigt, Herr Oberst?"

„Ja; sein Vater und seine damalige Braut, die dann später einen anderen Offizier von seinem Regiment geheiratet hat. Wie sie geheißen hat, weiß ich nicht mehr."

„Darf ich fragen, Herr Oberst, ob Sie damals der Familie einen eingehenden Bericht über die Ergebnisse der Nachforschungen nach Leutnant Woltmann gesandt haben?"

„Aber keine Spur! Dazu war gar keine Zeit. Ein Blatt Papier mit ein paar Worten. Freundlich und tröstend, aber ganz kurz!"

„Also kein dicker Brief?"

„Gewiß nicht!"

„Einen zweiten Brief hat das Regiment nicht abgesandt?"

„Davon ist mir nichts bekannt."

„Ich danke sehr, Herr Oberst."

Im Zug dachte Goldstein nach. Herma Hochstätten hatte vom Regiment doch einen dicken Brief bekommen. Also konnte diese Mitteilung nicht der Brief sein, von dem ihm die Bäckersfrau erzählt hatte.

Also mußten zwei Briefe vom Regiment gekommen sein! — Wer hatte den zweiten Brief abgesandt? Unruhig schlief er auf der harten Bank der dritten Klasse. Auf der Reise war Goldstein sparsam.

Am Morgen war er in Wien. Er fuhr in seine Wohnung und zog sich um. Mitten beim Waschen kam ihm ein Gedanke. Gleich darauf saß er in einem Auto und machte wieder eine Runde bei seinen Bekannten vom dritten Husarenregiment. Er wurde überall freundlich empfangen, denn er sparte die Kronen bei diesen Besuchen nicht.

„Wie hießen die Unteroffiziere, die damals die Post besorgt haben?"

Am Nachmittag hatte er die Namen.

Und schon am nächsten Tag konnte er mit großer Genugtuung feststellen, daß er seine Aufgabe gelöst hatte. Er hatte einen der Korporale gefunden, die damals die Feldpost bearbeiteten.

„Ich erinner' mich noch ganz gut. Leutnant Hasenauer war Adjutant, und wir haben die Post verteilt. Am gleichen Tage, an dem Leutnant Woltmann verschollen is', waren ein paar Briefe für ihn gekommen. Weil keine Absender d'rauf waren, hat Leutnant Hasenauer die Briefe aufmachen lassen. Dann hab' ich sie in einen Dienstumschlag packen müssen, und das Ganze haben wir dann an eine Dame geschickt."

„Erinnern Sie sich noch an die Adresse?"

„In Hadersdorf war's. Von dort war ja auch der Leutnant Woltmann. Ja, aber ... wie die Dame g'heißen hat .... das weiß ich heut wirklich nicht mehr. Hoch ... Hohenberg ... Hochberg ... oder so was Ähnliches ..."

„Vielleicht Hochstätt. . ?"

„Ja, Hochstätten. Das war's. Hochstätten in Hadersdorf."

Goldstein gab dem Mann fünfzigtausend Kronen und schrieb einen Bericht.

Sechs Tage später erhielt er tausend Dollar.

In Amsterdam saß ein Mann mit harten, kalten Augen und las den Bericht. Und seine Augen begannen zu funkeln. Er las den Bericht aufmerksam bis zu Ende. Dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und dachte lange nach. Endlich murmelte er langsam und überlegend, als ob er das Ergebnis einer Rechenaufgabe überprüfe:

„Hasenauer war der Schuft, für den ich ihn immer hielt. Und sie trifft die Schuld, daß sie mir nicht vertraut hat. Gegen alles und alle! Sie hat verurteilt und mich verraten, ohne mich zu hören."

XXI.

Wernoff geht nach Wien.

Wernoffs Bank nannte sich nicht nur international. Sie war es auch. Sie streckte ihre Verbindungen nach allen Hauptstädten der Erde aus. Besonders aber nach Wien.

Diese Stadt, die einer holländischen Bank damals doch wirklich nichts bieten konnte, schien eine eigenartige Anziehungskraft auf die Amsterdamer „Internationale Handels- und Industriebank" auszuüben.

Bis zu einer gewissen Grenze war dies Interesse der „Ihany" ja durch die Tatsachen begründet. Einen großen Teil ihrer Klienten bildeten Spekulanten, und die österreichischen Kronen waren ja ebenfalls eines der schwankenden Gebilde geworden, worauf die Spieler sich mit Vorliebe stürzten. Die „Ihany" kaufte und verkaufte also auch Kronen, und das brachte sie zuerst in Verbindung mit Wien.

Die Verbindung verdichtete sich dadurch, daß es in Holland noch eine Reihe von Leuten gab, die außer der reinen Kronenspekulation noch mit anderen Werten arbeiteten. Die stürzende Währung machte das Einkaufen leicht. Von der für den Sammler wertvollen Briefmarke bis zum Automobil, vom Pelzmantel bis zum Landgut, alles wurde in Österreich gekauft. Die Bank Wernoffs stand mit zwei Wiener Banken in Verbindung, an die sie ihre Klienten wies. Die eine war die Bank Hasenauer, die andere das Bankhaus Woltmann.

Doch machte sie einen feinen Unterschied zwischen den Klienten, die sie an die eine oder die andere wies. Zu Hasenauer sandte sie jene Leute, die unsichere Eintagsspekulanten waren, Menschen, die mit allem möglichen schacherten und spekulierten und schließlich auch darüber nicht erhaben waren, wenn ihnen das Wasser an die Kehle ging, vom

Schauplatz ihrer Tätigkeit zu verschwinden, ohne sich zu verabschieden.

Streng gesiebt wurden jene Klienten, die zur Woltmannbank gewiesen wurde. Daher kamen auch nur wenige dorthin. Das waren die ernsthaften Leute, die wohl auch das vorteilhafte Geschäft suchten, deren Geschäfte aber großzügig und oft auch dauernd waren. Es gab Interessenten, welche die Zeit benutzten, um in den wenigen österreichischen Industrien, die auch in Friedenszeiten auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig waren, festen Fuß zu fassen.

Wernoff selbst gab manchmal seinen Klienten in dieser Richtung wertvolle Winke.

Auf seine Anregung hin faßte ein holländisches Konsortium fünf der leistungsfähigsten Wiener Lederfabriken in ein einziges Unternehmen zusammen, das nun im großen Stil für den Export arbeitete. Die Geschäfte dieses Konzerns liefen über das Bankhaus Woltmann.

Als die österreichische Regierung die Einfuhr von holländischen Milchprodukten zu finanzieren begann, da kein Privatunternehmen stark genug war, um dies ohne Regierungsgarantie durchzuführen, mußte die Woltmannbank zugezogen werden, da die „Ihany“ in Amsterdam, welche die Lieferungsgarantien übernahm, dies wünschte.

Einige reiche Holländer, denen das Wetter in ihrem Vaterland zu veränderlich und die Steuern zu hoch waren, kauften in Österreich Häuser und Landgüter, wobei ihnen die Woltmannbank Ratschläge gab.

Die halbmonatlichen Berichte aus Wien gaben nun folgendes Bild:

„Die Hasenauersche Bank betreibt noch immer ihre Valutengeschäfte. Der Umfang derselben hat sich vergrößert, seitdem ausländische Interessenten ihr gewisse Geschäfte zukommen lassen. Bei mehreren dieser Geschäfte ist die Bank jedoch zu Schaden gekommen, da sie diese „in sich“ gemacht hat. Überhaupt kann mit zweifelloser Sicherheit festgestellt werden, daß der Inhaber der Bank auf eigene Rechnung in hohem Maß Währungsspekulation betreibt.

Die Bank Woltmann scheint sich in letzter Zeit wieder emporzuarbeiten. Einige sehr wichtige und großzügige Transaktionen, darunter eine solche der Regierung, sind durch dieses Bankhaus ausgeführt worden. Die erneute Hebung des Umfangs der Geschäfte hat zur Wiedereinstellung des entlassenen Personals geführt.“

Wernoff nickte beim Lesen der Berichte. Dann nahm er einen dritten zur Hand, der eine ganz neue Sache betraf. Derselbe lautete:

„Die Nachforschungen nach dem Schicksal des Mechanikers Josef Wögerer haben interessante Tatsachen ergeben. Der Genannte ist seinerzeit mit den anderen Kriegsgefangenen aus Sibirien zurückgekehrt, und zwar in Begleitung seiner Frau, einer Russin, namens Marja. Bald nach seiner Rückkehr kaufte er eine kleine Maschinenfabrik in Stockerau bei Wien. Woher er die nötigen Gelder genommen hat, ist mit völliger Sicherheit nicht festzustellen. Gerüchtweise verlautet, daß seine Frau einer sehr begüterten und vornehmen russischen Familie angehört und ihren wertvollen Familienschmuck mitgebracht hat. Wögerer, der über wenig Schulbildung aber Hausverstand und Fleiß verfügt, hat sich und seine Fabrik gut emporgearbeitet. Sie leidet jedoch unter der allgemeinen unsicheren Lage und sucht derzeit Auslandsaufträge zu erhalten. Aus dem Privatleben Wögerers ist zu melden, daß seine Ehe, der bisher drei Kinder entsprossen sind, als glücklich angesehen wird.“

Beim Lesen dieses Berichtes lächelte Wernoff zufrieden.

Merkwürdigerweise flossen der Maschinenfabrik Josef Wögerer im Laufe der nächsten Zeit nicht geringe Aufträge zu, die aus ganz verschiedenen Staaten herrührten. Außerdem wurde ihr die Lizenz auf das Patent einer neuartigen Revolverdrehbank zu einem so günstigen Preis angeboten, daß der Fabrikant mit beiden Händen zugriff und ein gutes Geschäft damit machte. Daß der Entwicklungsgang der Fabrik von einem scharfen Augenpaar in Amsterdam auch weiter beobachtet wurde, ahnte der Fabrikherr natürlich nicht.

Inmitten all' dieser Ereignisse kam der Augenblick, wo wieder einmal ein unruhiges Zittern durch die Börsen Europas lief.

Der französische Franken begann zu fallen. Erst langsam, dann etwas schneller.

Wernoff wurde aufmerksam — so wie der Jagdhund, der Wildgeruch wittert.

Von zwölf holländischen Cents sank der Franken auf zehn, dann auf neun und auf achteinhalb.

Es ging ja nicht lawinenartig aber doch ständig bergab.

Wernoff ließ den Telegraphen spielen.

Nach Wien und nach Paris — aber auch nach London und Newyork.

Als der Franken auf siebeneinhalb stand, holte er aus dem Tresor der „Ihany“ einen Pack Wertpapiere. Es waren die zwanzig Millionen, die er für sich persönlich reserviert hatte. Es schien, als ob der alte Spieler wieder in ihm erwacht sei. Aber er spielte nicht, obwohl er die Wertpapiere verkaufte, sondern zahlte fünfzehn Millionen auf sein Privatkonto bei der „Ihany“; fünf Millionen ließe er zu seinen Gunsten auf das Hollandguldenkonto überschreiben, welches das Bankhaus Woltmann dort hatte. Zugleich ließ er dem Bankhaus mitteilen, daß er die Absicht habe, in den nächsten Tagen nach Wien zu kommen.

Wernoff hatte Holland noch nicht verlassen seit jener Zeit, da er mit der „Prinses Juliana“ in Amsterdam gelandet war.

Nun saß er im D-Zug und rollte mit jedem Stoß der Räder der Vergangenheit näher . . . Eigentümliche Gefühle wurden in ihm lebendig. Gefühle, die er bisher gewaltsam zurückgedrängt hatte. Bilder des lachenden, fröhlichen Wien, das er gekannt und geliebt hatte. Er schloß die Augen und öffnete sie sofort wieder; denn wenn er sie schloß, tauchten andere alte Bilder aus seinem Leben auf, die er nicht sehen wollte. Er wollte nicht weich werden. Er stand auf und ging in den Speisewagen. Er, der seit Jahren keinen Alkohol getrunken hatte, bestellte sich eine Flasche Champagner und trank mehr als die Hälfte davon.

Im Geist überflog er die Gefahren, welche die nächsten Tage für ihn bargen. Er wußte, daß er mit Menschen zusammentreffen würde, die ihn gekannt hatten, als er noch — — — ein anderer war. Einer der ihren! Würden sie ihn wiedererkennen?

Prüfend besah er sich in den Spiegelgläsern der Tür des Speisewagens. Das Haar war stark ergraut und dünner, die Augenbrauen buschiger geworden. Seine Schultern waren breiter. Die Wangen hatten sich aber nie mehr gefüllt, seitdem er in Sibirien Typhus gehabt hatte. Stark standen die Backenknochen vor. Die schwere Narbe und der Bart halfen mit, das Bild zu verändern.

Nein — er war unerkennbar. So scharf war kein menschliches Auge, um die Verkleidung zu durchdringen, die die Natur über ihn geworfen hatte.

Nur ein einziger war zu fürchten. Der Maschinenfabrikant J. Wögerer in Stockerau. Aber der kam sicher auch nicht jeden Tag nach Wien. Diese Gefahr war gering. Aber selbst dieser kannte ihn nur als — — Franz Wachtel.

Und die Sprache? Das sanfte, weiche Wiener Deutsch mit den dunklen Vokalen, das sprach er ja längst nicht mehr! Vielleicht auch konnte er es gar nicht mehr. Zu Hause in Amsterdam sprach er nur mehr Holländisch, und in der Bank hatte er wohl auch deutsche Angestellte, aber die waren alle aus Norddeutschland. Er kannte sich und wußte, wie empfänglich sein sprachengewohntes Ohr für Klangfarben war. Er sprach längst schon das harte Deutsch, das er so häufig um sich hörte. —

Der Champagner tat seine Wirkung. Er fühlte sich müde werden und ging in den Schlafwagen. Dort gab er dem Schaffner seinen Paß. Nicht den, mit dem er aus Sibirien gekommen war. Der war abgelaufen und längst schon von der russischen Gesandtschaft im Haag durch einen neuen ersetzt worden; den alten hatte der Geschäftsträger vor seinen Augen vernichtet. Das war in Ordnung.

Dann legte er sich schlafen. In Würzburg wachte er auf.

Er war in Deutschland. Noch drang dies nicht ganz zu ihm durch. — Alles um ihn sprach Deutsch. Ja, eigentlich war dies doch nur natürlich! Beinahe hätte er über sich selbst gelacht.

Dann ging er in den Speisewagen und frühstückte. Bei einer der nächsten Stationen kaufte er sich Zeitschriften und Bücher.

Eigentümlich, die Deutschen druckten noch immer alles in gotischen Buchstaben. —

Je näher die österreichische Grenze kam, desto stärker kamen die Gefühle zurück, die er haßte, weil sie ihn schwach machten.

Und als der deutsche Schaffner durch die Wagen schritt und rief: „Nächste Station Passau. Zoll- und Paßrevision", begann sein Herz zu schlagen, und das Blut stieg ihm in einer heißen Welle zum Kopf.

„So geht das nicht weiter," sagte er sich und holte aus seiner Brieftasche einen Umschlag. Er öffnete ihn und zog ein kleines, kreisrundes Stück von einer Photographie heraus. Ein Mädchenkopf war darauf.

Da wurde er ruhig und gelassen. Seine Züge verhärteten sich.

Eine Viertelstunde später waren Zoll- und Paßuntersuchung vorüber. Der Zug wurde neu eingestellt und fuhr dann weiter nach Wien. Je näher er der Stadt kam, die einst seine Vaterstadt gewesen war, desto mehr legte sich seine Unruhe. Das war das Eigentümliche an Wernoff. Je dichter eine Aufgabe an ihn herantrat, desto kühler wurde er. Er kam nach Wien mit bestimmten Plänen. Diese mußten durchgeführt werden. Das war seine Aufgabe. Diese mußte er lösen und damit — Schluß!

(Fortsetzung folgt.)

Die Brandbombe.

Skizze von Emil K. Beltzig-Berlin.

Der ganze, kilometerlange Flugplatz, weit draußen vor M., war von Militärposten abgesperrt und das Landekreuz eingezogen. An seiner Stelle gaben weiße Tücher das weithin leuchtende Zeichen: Achtung! Hier wird geschossen. Nicht landen. Nicht überfliegen.

Ich hatte die Aufgabe, die einzelnen Piloten mit dem Mechanismus des neuen Maschinengewehrs vertraut zu machen. Als erster Prüfling erkletterte ein ehemaliger Reiteroffizier, guter Schütze und tüchtiger Flieger, den Führersitz. Ich nahm den Beobachterplatz hinter dem Piloten ein. Nochmals besprach ich mit ihm die gestellte Aufgabe: In tausend Meter Höhe um den Platz kreisen; sowie eine rote Leuchtkugel aufstieg, war das „feindliche Flugzeug" — eine senkrecht auf den Platz stehende, scheunentorgroße Zielscheibe — zu erkennen, im Sturzflug anzufliegen und aus möglichst geringer Entfernung zu beschießen. Danach mußten wir in Spiralen wieder auf 800 Meter steigen. Aus dieser Höhe war dann die aus Pappe aufgebaute Miniaturstadt, „das Herz der feindlichen Kriegsindustrie", mit den beiden Bomben zu belegen. Von dreißig Schüssen sollten wenigstens siebenundzwanzig Treffer sein. Die beiden Bomben, eine mit Gas, die andere mit Brandwirkung, hatten in einem Umkreis von zwanzig Metern der Pappstadt aufzuschlagen. Sofort nach dem Aufschlag sollten auf der Erde die Entgasungs- und Löscharbeiten einsetzen.

Alles war zum Manöver klar. Die zwei kleinen, glatten, silbrigen Lufttorpedos hingen eingeklinkt unter dem Flugzeugrumpf. Pioniere und Feuerwerker standen mit Gasmasken und Säuberungsgeräten sprungbereit in Deckung. Die Schußbeobachter lagen im Unterstand; die Motore der Sanitätsautos liefen; die Sirene heulte: „Fertig!"

Wir starteten, erreichten tausend Meter. Die rote Leuchtkugel zischte von der Erde hoch. Mein Pilot, Ratyn, stellte vorschriftsmäßig die Maschine auf den Kopf und sauste im Sturzflug auf die Scheibe zu. Noch weit vom Ziel entfernt feuerte Ratyn los. Eine Staubwolke wirbelte hinter der Scheibe auf. „Kein Treffer" meldete das Flaggensignal. Ich lehnte mich vor und brüllte dem Prüfling ins Ohr: „Nochmal — neue dreißig Schuß — aber ran gehen — auf Rammweite — dann erst losballern!" Der Offizier, tief in seinem Ehrgeiz gekränkt, zog die Maschine wieder auf tausend Meter, um dann — fast senkrecht — von neuem auf die Scheibe loszustürzen.

Die Tragflächen zitterten. An den Verbindungsstäben zischte die Luft in schrillhohen Tönen. Scharf und schneidend zerrte der Propellerwind. Der Atem blieb uns bei dem wahnwitzigen Sturzflug weg. Jedenfalls wollte Ratyn mir nun zeigen, „was eine Harke ist . . ." Immer größer und größer wuchs die Zielscheibe uns entgegen. Der Pilot schoß nicht. Ich schlug ihm auf die Schulter: „Feuern!" Er schoß noch immer nicht. Ich hatte den Eindruck, nicht wir mit unserem Flugzeug bewegten uns abwärts, sondern die Scheibe mit dem ganzen Flugplatz rasten zu uns empor. Riesengroß blitzte plötzlich das Ziel vor mir auf. Ratyn warf mit einem Gewaltdruck die Maschine aus der „Steilen" in die „Waagerechte", und jetzt — endlich — takte das Maschinengewehr los. Die Scheibe flitzte unter uns durch. — Ein Schlag, ein Krachen als ob die Erde einstürze. — Ich warf unwillkürlich die Hände schützend vor die Augen, die Maschine schwenkte scharf links, die Flügelspitze streifte haarbreit über dem Boden, dann lag das Flugzeug wieder ruhig und fest in der Hand des Piloten, jagte aber, noch im Schwung des Sturzfluges, mit rasender Geschwindigkeit über den Platz.

Die Schüsse mußten alle sitzen. Meine Augen suchten das Ziel. Ich sah keine Scheibe mehr. Eine Staubwolke lag haushoch über der Platzmitte. Monteure und Piloten liefen aufgeregt umher, gestikulierten mit den Armen und riefen uns etwas zu. Ein Rad wurde hochgehoben, — man schwenkte ein zweites. Mehrere Leute stemmten ein ganzes Fahrgestell. Das Sanitätsauto fuhr quer über den Platz zur Landestelle.

Ratyn mußte meine Aufforderung „auf Rammweite heran" zu wörtlich genommen haben. Unser Flugzeug hatte mit den Rädern die Zielscheibe gestreift, zertrümmert und dabei das Fahrgestell verloren. Mein erster Gedanke war: die Bomben! Die Brandbombe war vor dem Start entsichert worden. — Ratyn drehte sich nach mir um und zeigte mit der Hand nach unten. Meinte er die Bomben oder die Tragbahren?

Auf meinen Kartenblock zeichnete ich schnell ein bombenwerfendes Flugzeug über einem Wald. Diese Skizze hielt ich Ratyn vor die Augen, da der Motorlärm jetzt eine mündliche Verständigung unmöglich machte, und zeigte zum Wald hinüber, der sich jenseits der Landstraße ausdehnte. Dort wollte ich die Bomben abwerfen. Über dem Platz und der Miniaturstadt konnte ich die Torpedos nicht mehr los werden, ohne die aufgeregt durcheinander laufenden Monteure zu gefährden.

Ratyn hatte mich verstanden. Über dem Wald riß ich beide Abwurfhebel. Die Gasbombe sauste ab und klatschte in den Waldsee. Die Brandbombe fiel nicht! Ich zeigte Ratyn die Notiz: „Abwurfgestänge verbogen, Brandbombe eingeklemmt!" Wir kreisten in Baumhöhe. Unsere Situation war höchst gefährlich. Ohne Fahrgestell war eine glatte Landung unmöglich. Dazu noch die entsicherte Brandbombe am Flugzeugrumpf.

Ratyn und ich sahen die einzige Möglichkeit, einigermaßen heil zur Erde zu kommen, in einer Landung auf dem Wald. Gelang es dem Piloten, das Flugzeug dicht über den Baumspitzen richtig ausschweben zu lassen, so daß die Maschine sich fast ohne Landegeschwindigkeit auf die Bäume setzte, so würden die Astspitzen den Aufschlag wiegend mildern. Falls uns das Glück hold war — und die Brandbombe nirgends anschlug —, würden wir heil aus unserm Unglücksvogel klettern können. Meinen Überlegungen machte der Motor ein schnelles Ende. Er gluckste plötzlich, dann brummelte er noch ein Mal und wurde unheimlich still. Mit dem Motor stand auch der Propeller. Der Benzintank war leer!

Ratyn legte das Flugzeug in einer meisterhaften Kurve gegen den Wind. Dann schwebten wir, handbreit um handbreit tiefer gehend über den Baumkronen, dicht neben der Landstraße, auf der im Renntempo die Hilfswagen heran jagten. Endlich hatte unsere Maschine die Schwebekraft verloren. Sie schaukelte und berührte dann mit der linken Tragfläche zuerst die Baumkronen. Ich hörte das Krachen von splitterndem Holz. Zischend rissen die Leinwandflächen, und mit hohem Klingen zerbrichen die Metalle. Ein kurzer, scharfer Knall, eine Feuersäule schoß hinter mir hoch, und eine Riesenkraft schleuderte mich in die Luft. Ich spürte meine Anschnallgurte in die Schultern einschneiden und reißend nachgeben. Dann fiel ich von Ast zu Ast. Wie Peitschenhiebe schlugen mir die Spitzen der Zweige ins Gesicht. — —

Einige Tage später erhielt ich im Lazarett ein Schreiben. Mein Freund Katyn, der ganz unverletzt blieb, hatte drei Tage Stubenarrest bekommen wegen Vergessens der Fallschirme.

Der Braune.

Skizze von **Paul Glasenapp**-Berlin.

Erntefesttrubel im Dorfwirtshaus. Neben mir am Ecktisch der Gaststube saß der alte Förster. Einer der jungen Burschen, die am Schanktisch standen, der längste unter ihnen, fiel mir auf; ich kannte ihn nicht.

„Der? Das ist der lange Hinrich, dient das fünfte Jahr beim alten Wiesenbauern als Knecht. Von dem muß ich Ihnen erzählen, wird Sie interessieren. — Armer Leute Kind, war er nach dem Tode seiner Eltern auf die Wanderschaft gegangen und eines Tages in unser Dorf gekommen. Auf dem Acker hinter dem Bauernhause pflügte der Kleinknecht. Der Braune machte ihm zu schaffen. Der Bursche wurde wütend und schlug auf das Tier ein. Dauerte aber nicht so lange, da saß ihm die Faust des langen Hinrich im Genick. Dem Knecht die Peitsche entreißen, sie umdrehen und mit ihr auf ihn losdreschen, war eins. Aufbrüllend riß sich schließlich der Bursche los und lief ins Haus. Hinrich aber holte in seiner Mütze Wasser aus dem Graben, kühlte die Striemen des Tieres und klopfte ihm beruhigend den Hals. So fand ihn der Wiesenbauer. Verwundert sah er auf den fremden Gesellen.

„Nun sag' mal erst, wer du bist und was es hier gegeben hat!"

Hinrich nannte seinen Namen und erzählte, was sich zugetragen hatte.

„Verdient hat er die Prügel; aber 'n bißchen grob hast du's gemacht", sagte der Bauer, drückte ihm ein Geldstück in die Hand und fuhr fort: „Nun sieh zu, daß du weiterkommst! Mir scheint, die Sache läuft nicht gut aus für dich."

„Was kommen soll, kommt. Bin müd. Genug für heute . . ."

„Denn komm mit!"

Alles wär' glatt gegangen; aber die Eltern des Kleinknechts hatten zum Arzt geschickt, sich ein Attest ausstellen lassen und Anzeige erstattet. Hinrich wurde eingesperrt. Als seine Zeit um war, spannte der Bauer in aller Frühe an, fuhr in die Stadt und wartete auf Hinrich. Redensarten wurden nicht groß gemacht. Der Bauer fragte ihn: „Ich brauche einen Knecht, hast du Lust?"

„Ist der Braune noch da?"

„Ja, der ist noch da, der Fuchs auch."

„Ist gut!"

So kam Hinrich ins Dorf. Anfangs, wenn er durch die Straßen ging, sah er keinen Menschen an; aber nach und nach wurde er mit den anderen Burschen bekannt. Die Scheu wich, und schließlich hatten sie ihren Spaß daran, ihm, der gutmütig von Natur war, so lange zuzusetzen, bis er warm wurde, sich einen von ihnen griff und ihn gehörig abbürstete. Die Balgereien verliefen zumeist harmlos; aber aus Scherz wurde Ernst, wenn bei Festlichkeiten der Alkohol aufreizend auf die Gemüter wirkte. Dann mußten die Alten eingreifen und die Kampfhähne auseinander bringen.

Der Alte redete auf Hinrich ein, aber es half nicht viel. Es blieb nicht aus, daß dem Knechte Feinde erwuchsen. Das sollte er gar bald erfahren.

Als er eines Abends in den Pferdestall kam, war der Braune nicht da. Hinrich lief wie wirr umher, suchte den Hof und den Gemüsegarten ab, — der Braune war nicht da. Endlich sah er das Tier hinter der Umzäunung des Kartoffelackers stehen. Da stand der Gaul, rückte und rührte sich nicht, und als es Hinrich gelang, ihn in den Stall zu führen, hinkte er. Was war geschehen? Wahrscheinlich hatte man dem Burschen einen Schabernack spielen wollen, den Braunen in der Dunkelheit aus dem Stall auf den Acker geführt und ihn dann wild gemacht, so daß er losprechte. Beim Überspringen des Zaunes mußte er zu Schaden gekommen sein. Der Tierarzt stellte eine Sehnenverletzung fest.

Der Wiesenbauer machte nicht viele Worte, zahlte Hinrich noch an demselben Abend seinen Lohn aus und sagte ihm den Dienst auf. In aller Frühe des kommenden Tages mußte der Bursche den Bauernhof verlassen.

Der Abend kam. Mit ihm Hinrich. Ohne anzuklopfen, betrat er die Wohnstube, blieb an der Tür stehen, sah starr den Bauern an, brachte aber kein Wort hervor. Der Alte riß die Augen weit auf. „Was willst du?" fragte er ihn.

Hinrich stand da wie ein Pfahl, schwieg aber.

„Was du willst, frag' ich."

Wie von weither kam die Antwort: „Dableiben, Bauer."

Der Alte lachte auf.

„Will auch keinen Lohn."

„Unsinn! Wer seine Sache macht, kriegt von mir sein Geld."

„Bauer, ich muß . . ., der Braune . . ." stieß Hinrich hervor.

Eine Weile war's still.

„Ich kriege ihn wieder zurecht, Bauer; darauf könnt Ihr Euch verlassen."

Der Bauer sagte nichts. Da griff Hinrich in die Tasche und legte Geld auf den Tisch.

„Was soll das?"

„Für den Viehdoktor."

„Das ist meine Sache."

Da stieß Hinrich die geballten Fäuste auf den Tisch und sagte, es mochte wohl sein letztes Wort sein: „Bauer, ich muß . . . dableiben. Alles wird werden, — — wie es soll."

Der Bauer ließ den Kopf sinken und schwieg eine Weile. Als er den Blick hob, sprach er: „Meinetwegen, Hinrich, bleib' da; aber das Geld steck ein!"

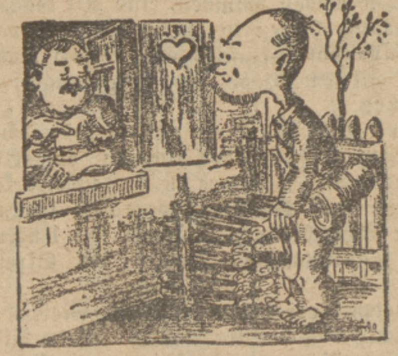
Hinrichs Fäuste lösten sich. Er nickte nur und schritt schweren Schrittes zur Tür. Die Nacht brachte er auf der Futterkiste sitzend zu und pflegte den Braunen nach Anordnung des Arztes.

Der Gaul konnte nach einigen Wochen wieder vor Wagen und Pflug gespannt werden. Der alte Wiesenbauer aber brauchte es nicht zu bereuen, daß er den langen Hinrich wieder in Dienst genommen hatte."





Handel.



„Sie können Nachtquartier in der Scheune bekommen. Aber nur, wenn Sie diesen Haufen Holz zerkleinern!"

„Sagen wir — die Hälfte! Ich leide an Schlaflosigkeit!"

*

* **Das Vorbild.** Herr Schnösel hat einen Papagei gekauft.

„Aber der spricht ja gar nicht!" sagt Frau Schnösel.

Erwidert Schnösel:

„Rede nich! Nimm ihn dir lieber zum Vorbild!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.